

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 5 (1864)

Artikel: Eine Fahrt ins Elsass und wieder Heim mit Noten für das gemeine Volk

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Fahrt in's Elfaß und wieder heim mit Noten für das gemeine Volk.

Vor Kurzem hat Einer eine Reise gemacht. Er hat dabei wohl nichts Appartiges erlebt und erfahren; aber doch Eint' und Anderes gesehen und gehört, was man daheim hinterm Ofen nicht sehen und hören kann. Und er hat sich wohl Manches dabei gedacht und gemerkt und hat sich's hinter's Ohr geschrieben oder in sein Tagbuch zur Lehr' und Kurzweil für sich und andre Leut'. Die Reise ging freilich nicht um die Erde herum, auch nicht über's Meer oder in eine große Weltstadt, sondern nur ganz bescheidenlich ein Stück weit hinunter in's freundliche Elfaß und wieder heim. Und was er gesehen und erlebt, das sieht und erlebt mehr und minder ein jedes Menschenkind, wenn es auf Reisen geht. Aber auch das Alltägliche hat oft sein Interessantes, wenn man's beachten will. Auch das Blümlein, das man auf allen Matten findet und der Vogel, der täglich sein gleiches Morgenlied pfeift, gibt uns Stoff zum Nachdenken und zu manch nützlicher Lehre. Und so Alles in der Welt, selbst eine ordinäre Reise in's Elfaß und wieder heim. D'rum wolle man dem Kalender nicht für ungut halten, wenn er heuer berichtet, wie Einer in's Elfaß gefahren und wieder heim mit Noten für das gemeine Volk. Damit's aber nicht heiße, der Kalender hab Alles erfunden und erdenkt, so halt er sein den Schnabel übereinander und bringt nur gedruckt, was unser Reisende geschrieben hinter das Ohr und in sein Tagbuch, wie folgt:

Letzten Sommer hatte ich was zu thun im Elfaß unten. Unserer kann eben nur reisen, wenn man was zu thun hat. Ich konnte höchstens vier Tage ausbleiben und einen halben darüber hin. Dieser Zeit wurde sofort ein Kleieplan angemessen und abgesteckt und ausgemacht, was um so leichter zu machen war, da man überall gedruckt lesen kann, wann und wohin und in wie viel Zeit der Dampf zu Wasser und zu Land die Reisenden vorwärts bringt. Was man doch heutigen Tages nicht Alles gedruckt lesen kann! Aber leider! Eines hatte der Drucker sein nicht gedruckt, daß gerade an diesem Tage, wo ich verreisen sollte, alle Fuhrwerke nach allen vier Winden ausgefahren seien. In Folge dessen mußte ich in Luzern die Eisenbahn um ganz kurze Zeit verspäten und einen spätern Zug abwarten und so

giengen mir bereits vier Stunden verloren und mein gepriesener Reiseplan war zu nichts geworden und mußte von Boden auf neu aufgesetzt werden. Und ich schrieb in mein Tagbuch: „Des Menschen Sinnen und Denken ist eitel.“ Und so ist es in der That. Wir sinnen und sorgen und machen Pläne; und wenn wir meinen, wir seien am besten daran, so kommt Einer und macht uns einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. S'ist aber auch recht gut, daß all' unsre Pläne vor ihrer Ausführung noch der endgültigen Durchsicht und entscheidenden Genehmigung eines Höhern und Allerhöchsten unterbreitet werden müssen. Er versteht's doch unendlich besser, als wir. Und das wär' mir eine schöne Ordnung auf der Welt, wenn Jeder einen Plan machen und ihn mir nichts und dir nichts sogleich ausführen könnte. Lasse man nur ein paar Tage die Leute das Wetter regieren, wie sie wollen, Jeder nach seinem Kopf. Da wollte der Eine gut Wetter weil er eben das Haus abgedeckt; die Frau Nachbarin befehlt Regen von wegen dem Haus auf dem Land; dem Senn' müßte es etwas kühler werden, damit es weniger Vorbruch gebe; der Bierschenk will wenigstens 24 Grad Wärme; der Heubauer, der noch sein Letztjähriges nicht verkauft, ruft: Schnee; der Dachdeck will Sturm haben; und wenn der arme Glaser noch was Meister wäre, so müßte es gar Steine regnen. Das wäre ein Leben auf der Welt, daß Gott erbarm'. D'rum bleiben wir beim Alten! Wir machen Pläne und Gott macht es, wie Er's will und fragt uns sein nichts darnach, und so ist's recht. Sein Name sei gebenedeit! Aber mit Betrachten allein kommen wir doch nicht vom Fleck; wir müssen uns aufmachen, s'ist noch weit bis in's Elfaß hinunter.

Auf dem

Dampfschiff nach Luzern

waren viele Leute. Da sah man im Kleinen so recht eigentlich die Verschiedenheit der Menschen und ihr Thun und Treiben. Die Einen sah man schlafen, die Andern spielen; die Einen machten einen Handel ab, die Andern schimpften einander, daß wohl ein Handel d'raus wird, einige Wallfahrter beteten den Rosenkranz, die Matrosen scherzten und fluchten

eins; hier trank Einer sein Glas Bier, dort rauchte der Andere gemüthlich seine Pfeife. Der Kapitän aber machte ein Gesicht, als wollte er die Welt strafen, daneben war er gut. Zwei Töchtern, die einen Bruder in meiner Nachbarschaft haben, hatten große Freude, daß ich ihnen sagte, derselbe sei brav und man sei mit ihm zufrieden. Wie schön ist's doch, wenn man von einem Menschen das sagen kann, und wie freut es Eltern und Verwandte, wenn sie von ihren Kindern aus fremdem Lande nur Gutes hören! — Ich hatte Zeit genug, etwas zu denken und ich dachte, ein Dampfschiff sei doch ein komodes Ding, etwas anderes, als wie's vor Zeiten war. Da kann man an Schatten und Schärmen sitzen und um's Geld und gute Wort' eine Wurst essen oder ein Kaffee oder kalten Braten haben mit Essig und Del sammt einer Zeitung und Cigarre. So hat's Mancher daheim nicht. Und zu allem dem ist man bald an Ort und Stelle, macht sein Geschäft ab und nach paar Stunden ist man wieder daheim. Aber es hat dennoch Alles seine zwei Seiten, sogar ein Dampfschiff. Gerade weil man so leicht in die Stadt kommen kann, so geht man auch leicht dahin. Ist eine Schlange zu sehen in der Stadt oder ein Affe sammt Zubehör, oder wird etwas Extra gespielt im Komödiehaus oder das Tanzen ist los, oder s'ist ein Tausendkünstler da oder ein famoser Geiger oder endlich ist's Feiertag daheim und man weiß nichts zu thun, so ist bald errathen, was man thut; man geht halt in die Stadt. Oder das Franzi hat für fünf Rappen Bündel zu kaufen und allein ist's auch gar langweilig, d'rum muß des Nachbars Anna Rosa auch mit und weil die in d' Stadt gehen, so hat der Toni auch gerade einen Hosenträger nöthig und der Hans einen sechsbagigen Tabaksack, d'rum gehen sie gerade auch mit. Und was doch da Alles feil ist und erst recht billig, meinen sie. Schade, daß sie dormalen das Geld nicht haben; aber das wird am Dienstag wieder feil sein und dann gehen sie wieder mit einander und s'Franzi will es dann dem Sepmigi noch sagen, er habe auch schon längst einen Hengel kaufen wollen und der komme gewiß auch mit und wenn der Sepmigi kommt, so bleibt s'Manett auch nicht daheim. Und so gehen die Leut' wegen jedem Bagatell in die Stadt und lassen s'Geld zurück und oft noch anderes dazu und was sie heimbringen, ist oft nur eitel Tand und Glitterwerk; denn auch in Luzern ist nicht Alles Gold, was glänzt, bei weitem nicht und kostet doch oft noch mehr, als daheim. Indessen ist gleichwohl ein Dampfschiff ein komodes Ding; aber seine zwei Seiten hat's doch. Die vier Stunden, wo ich in Luzern auf die Eisenbahn warten mußte, waren endlich vorbei. „Fertig“ hieß es

und ein gewaltiger Pfiff — und das Dampfroß fuhr mit uns im vollen Gallop davon und nach einer guten Stunde saß ich wohlgemuth in

S u r s e e

bei den ehrw. VV. Kapuzinern und speiste mit ihnen zu Nacht. Ich traf daselbst mehrere Bekannte und verlebte mit ihnen einen recht fraulichen Abend. Ich fand auch zwei Unterwaldner Patres hier, von denen der eine von Ob-, der andre von Nidwalden ist. Was ich merke, leben sie in gutem Frieden mit einander, dieweil sie halt nicht in der Regierung sind. Da die Kapuziner wie die Sonne am Abend früh unter- am Morgen früh aufgehen, so wollte auch ich hierin keine Ausnahme machen, um so weniger, da ich am andern Morgen nothwendig mit dem ersten Bahnzug fort mußte, um rechtzeitig mein Reiseziel zu erreichen. Zur größern Sicherheit und Vorsicht, die alleweil gut ist, hatte einer der guten Patres die Gefälligkeit, noch einmal genau nachzusehen, wann der erste Zug abgehe und so konnte ich die Stunde meines Aufstehens und des Frühstückes genau richten und festsetzen. Mit der Bitte, mich um halb 5 Uhr wecken zu wollen, verabschiedete ich mich von meinen werthen Gastgebern und begab mich zur Ruhe. Nach einem erquickenden Schläfe auf dem ordonanzmäßigen Nachtlager der Kapuziner, erwachte ich um vier Uhr und eingedenk des alten bewährten Spruches: „Besser eine Viertelstunde zu früh, als eine einzige Minute zu spät“, stand ich auf und rüstete mich allmählig zur Abreise. Nach genommenem Frühstück machte ich mich auf den Weg zur Eisenbahn, die eine Viertelstunde weit entfernt ist.

Wie froh war ich doch, daß ich eine Viertelstunde zu früh — Pfiff! was zum Teufel ist das? Pfiff; Fertig! Grüßet mir's im Elsaß unten! Eine halbe Minute zu spät! Und ich schrieb in mein Tagbuch zum ewigen Angedenken: In Eisenbahningen trau, schau wem und wenn's selbst ein Kapuziner ist. Der gute Pater hatte aus Versehen auf einem alten Plan, der außer Kurs war nachgesehen und so die Zeit der Abfahrt mit um 20 Minuten zu spät angegeben. Ich aber gieng, wie die Weisen aus dem Morgenlande, auf einem andern Wege, nämlich wegen mündern Werken, zu den ehrw. VV. Kapuzinern zurück, wo schon so Mancher in den Stunden der Trübseligkeit Trost gesucht und gefunden hat. Ich muß gestehen, in einen Heiterkeitsverein oder in den „Frohstinn“ wäre ich just in diesem Augenblick schwerlich aufgenommen worden. Ich war nun genöthigt wieder einmal zur gefälligen Abwechslung nahezu fünf Stunden auf die Eisenbahn zu warten. Aber basta! es war wenigstens mein

Grundsatz glänzend gerettet und gerechtfertigt: „Besser eine Viertelstunde zu früh, als eine Minute zu spät“ und das ist auch etwas werth für mich und für alle Zukunft. Es ist übrigens auch im Leben so. Man kommt nicht immer grad recht; leider oft zu spät, oft auch zu früh. Und schon Mancher hätte wenigstens scheinbar sein Glück gemacht, wenn er zu rechter Zeit gekommen wäre. Aber am Ende kommt auch der Langsame vorwärts, nur nicht ganz so schnell und nicht so weit. Ich war nun bald 24 Stunden auf der Reise und schon in Sursee! So weit hätte ich's freilich gebracht, wenn's keinen Dampf gäbe auf der Welt. Indessen thaten die VV. Kapuziner ihr Möglichstes, mich in meinen unwillkürlichen Ruhestunden bestens zu unterhalten; auch fehlte es mir nicht an Stärkung für Geist und Körper. Gott lohne es ihnen!

Um 11 Uhr saß ich nun wirklich auf der Eisenbahn und nach 47 Minuten war ich in

Arburg.

Es befiel mich ein wehmüthiges Gefühl, als ich die Festung sah, wo nach dem Ueberfall so mancher brave Unterwaldner, fern von der lieben Heimath, fern von den lieben Seinigen, gewaltthätig gefangen gehalten und unmenschlich behandelt wurde. Im „Ueberfall von Hrn. Pfarrhelfer Gut“ Seite 525 und f. liest man hierüber wörtlich wie folgt: „Am 15. Mai (1799) waren in Stans über dreißig Männer im Gefängnisse, die am 16. vor ein Kriegsgericht nach Rapperswil sollten abgeführt werden, hätte das Direktorium nicht selbst andere Befehle ausstellen lassen. Statt dessen wurden sie nun nach Arburg in's bekannte Loch transportiert, an der Zahl 27 bis 30. Unter diesen waren: Kaspar Waser, Spis; Josef Maria Christen, Föll; Michael Waser Peters; Kaspar Waser, Schwand; Niklaus Mathis und Hans Josef Waser, alle sechs von Oberriekenbach; Niklaus Zumbühl, Englerts; Kaspar Odermatt, Acher, Biesenberg; Josef Remigi Niederberger, Leimbd, Dallwil, (irrig statt jenem aus dem Lätten genommen); Alois Odermatt, Ahautli, Dallwil; Kaspar Odermatt, Stäg, matt, Obbürgen; Franz und Josef Maria Bünter, Gebrüder, Obbürgen; Franz und Leonz Hermann, Nieden, Stansstad; Alois Wagner, Müllerer Hofstätten; Remigi Kässi, Emmetten; Kaspar Gut, Stans; Alois Fluri, Emmetmoos; Josef Agner und Franz Josef Flüeler, Büren; Matthias Gander, Beckenried; Josef und Josef Maria Gander, Gebrüder aus dem Kahlenbach; Anton Amstad; Jgl. Jakob Gander, Oberdorf; Jgl. Josef Murer, dito; Melchior Kässi, Mühle, alle von Beckenried; und Karl Würsch, von Emmetten. Diese Alle saßen

„zu Stans acht Tage in Verhaft, wurden dann „unter Bedeckung von ungefähr 36 Franzosen, ungebunden und zu Fuß, zuerst auf Schwyz, dann nach Zug, von da nach Zürich und Aarau gebracht. „In Aarau wollte man sie tödten und lief mit Messern auf sie los, „weil man am 9. Herbstmonat „im Treffen ihre Söhne auch getödtet hätte.“ Das „Militär konnte sie nur mit Mühe retten. Dasselbst „wurden sie gebunden und auf diese Weise in die „Festung Arburg gebracht und im untersten „Gewölbe, welches das Arburgerloch genannt „wird, eingesperrt, wo nur wenig Licht durch einige „kleine Oeffnungen hineingelangen konnte. Mit eisernen Thüren war das Loch verschlossen, auf leerem „Stroh mußten die braven Männer liegen, und wer „nicht Geld hatte, Speis und Trank besonders zu zahlen, erhielt täglich Wasser und Brod. In dieser Feste lagen im Ganzen 255 Gefangene, wovon in benanntem Loch ungefähr 186. Nebst den „Nidwaldnern befanden sich allda 4 Urner, 2 Zuger, „1 Berner, der zudem an Ketten angeschlossen war; „die übrigen alle von Schwyz. Die Luft war hier „so verdorben, daß Josef Maria Christen (Föll) und „Niklaus Zumbühl (Englerts) vor Ohnmacht zu Boden fielen und geführt werden mußten. Alles „zu Lob und Ehre der helvetischen Regierung und „ihrer Beamten in Nidwalden, welche die Triebfeder dieser Einkerkelung waren. Zwanzig Tage „blieben sie ohne Verhör und ohne Aenderung der „Luft und Kleider. Ein Jeder wurde bei der Entlassung mit 24 Fr. Abgabe belegt. Josef Maria „Christen und Remigi Kässi mußten haften, bis „alle Uebrigen und auch sie bezahlt hatten. Die „aus Nidwalden gegen selbe eingeschickten Anklagen „und Prozesse gingen, wie das Direktorium selbst „bedauert, bei den Behörden verloren. Beim Austritte aus dem Kerker ertrugen unsre Leute kaum „mehr das Tageslicht.“

Seite 529 heißt es noch als Nachtrag: „Die „Distrikt-Weibel und Käufer hatten auch den Johannes Waser von Buochs zum Arburgerzug aufgesucht. Als aber seine Frau Theresia Truttmann ihnen dessen Abwesenheit bezeugte, zog Letzterer eine geladene Pistole hervor, hielt selbe der Frau auf die Brust und sagte: Willst's auf der Stelle sagen (wo er ist), sonst gib ich dir einen Schuß. Sie antwortete entschlossen, sie sage es nicht; er möge sie erschießen, könne auf diese Weise zwei Menschenleben mit einemmale zernichten. Diese Worte schienen Eindruck gemacht zu haben. Die zwei Männer zogen ab.“ So weit die Geschichte. Da ich Viele von diesen Verfolgten persönlich und als brave Männer gekannt hatte, so war mir der Anblick dieses Arburgerloches höchst interessant und ich dachte,

das Loch muß mir in den Kalender und die Männer, die d'rin waren, auch, zum ewigen Angedenken.

Während meine Gedanken noch im Narburgerloch waren, hielt der Zug schon wieder an und es hieß:

Olten!

Wagenwechsel, Aussteigen! Was da für ein reges Leben ist auf diesem Bahnhof! Und ein Laufen und ein Rennen, nach Links und Rechts und auf und ab und ein Rasseln und ein Pfeifen! Ein Bahnzug kommt, ein Anderer geht ab; man steigt aus, man steigt ein; man fragt, man schreit, man ruft und pfeift, man ißt und trinkt, aber Alles im Sturmschritt. Ich hatte meinen Wagen bald erfragt und konnte mich hineinsetzen und ganz gemächlich meine Betrachtungen anstellen über dieses Menschengewirr. Ein solcher Bahnhof kommt mir allemal vor wie eine Welt im Kleinen. Da siehst du alle möglichen Stände vertreten, reich und arm, jung und alt, gesittet und ungesittet Volk, kurz allerlei Menschen und Engländer; verschieden in Kleidung, verschieden in Sprache, verschieden in Religion, gehen sie auch verschiedene Wege. Tausende sehen da einander, die einander noch nie gesehen und vielleicht nie mehr sehen werden. Den Platz, den ich jetzt einnehme, nimmt nach kurzer Zeit wieder Einer ein, den ich nicht kenne und der mich nicht kennt; doch nicht lange und auch er überläßt ihn wieder einem Andern, aber ohne zu wissen wem. So geht es fort den ganzen lieben Tag und Morgen fängt's von vornen wieder an. Gerade so ist's in der Welt im Großen; ein beständiger Wechsel. Man kommt und geht und macht einander Platz, heute Einer mir, Morgen ich einem Andern und dieser Andere vielleicht nur zu bald einem Vierten wieder. Und glaubt man noch so fest zu sitzen und ist einem die Gesellschaft noch so lieb geworden und die Fahrt durch's Leben noch so angenehm — es hilft nichts, der oberste Lenker der Lebensfahrt gibt das Zeichen, immer langsamer geht der Zug, der Wagen hält an, das Billet des Lebens ist ausgelaufen — und unwiderruflich heißt es: Letzte Station! Friedhofen! Gefälligst aussteigen! Und ich mag wollen oder nicht, bereit sein oder nicht, der Tod fragt nicht darnach, mein Leib steigt in's kühle Grab, — die Seele aber steht vor Dem, der da vergelten wird einem Jeden nach seinen Werken. Auf meinen Platz aber rückt ein Anderer nach!

Wer auf dem Bahnhof in Olten, wo das Leben in seiner vollen Rührigkeit erscheint, mit solchen Todesgedanken die Zeit vertreibt, wie wird's dem erst werden, wenn er nun bald in dem

Hauensteintunnel

sich befindet. Wenn man so zum erstenmal mit der Eisenbahn mitten durch einen Berg hindurchfährt, da wird's einem doch ein wenig unheimlich. Diese plötzliche Finsterniß, dieses furchtbare Rauschen und Tosen in dieser unterirdischen Höhle! Hinwieder diese Ruhe und Stille im Wagen; man spricht nicht, man regt sich nicht, man hält fast den Athem zurück! Das muß mir aber kurzweilig gewesen sein dort im Egyptenland, als Gott zur Zeit Pharaos das Land mit einer Finsterniß heimgückte, wie zu lesen ist im II. Buch Moses, 10 Hauptstück, 21. Vers und f. „Und der Herr sprach zu Moses: „Strecke deine Hand aus gen Himmel und es komme „eine Finsterniß über das Land Egypten, so dicht, „daß man sie greifen könne. Und Moses streckte „seine Hand aus gen Himmel und es ward eine „gräuliche Finsterniß drei Tage lang im ganzen „Lande Egypten. Keiner sah den Andern und gieng „nicht von dem Orte, da er war.“ Ein schwaches Bild jener ewigen Nacht und „äußersten Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird.“ Dergleichen Gedanken steigen einem leicht auf in einem stockfinstern Tunnel. Dieß war aber im Hauenstein mehr als anderswo der Fall, indem die Erinnerung an jene Unglücklichen, welche beim Bau dieses Tunnels auf eine herzerreißende Weise den Tod fanden, den Reisenden jedenfalls in eine nicht gar rosenrothe Stimmung versetzt. Es weiß ja Jedermann, wie da eines Tages, als über 50 Arbeiter im Tunnel drinnen beschäftigt waren, die Schmelze, die auch im Tunnel war, in Brand gekommen und wie das Feuer und der Rauch und eine Masse von Schutt den armen Leuten den Ausgang versperrte. Sie waren buchstäblich lebendig begraben. Einige lebten noch mehrere Tage; ach! wie lange mußten ihnen dieselben doch vorgekommen sein! Bis man von außen den Schutt durchbrechen und zu ihnen gelangen konnte, waren sie alle todt. Die, welche zuletzt starben, hatten die früher Gestorbenen der Reihe nach auf Läden gelegt, endlich war noch Einer am Leben und auch er legte sich zu seinen verstorbenen Leidesgenossen — und starb. Derselbe muß nicht lange vorher, als man zu ihnen gelangte, gestorben sein, denn seine Uhr war noch nicht abgelaufen. Unter allgemeiner Theilnahme und unter herzerreißendem Jammer der Ihrigen wurden sie in Trümbach und in Läusefingen zur Erde bestattet. In Läusefingen saß ein junger Mann neben mir in der Eisenbahn, welcher mir sagte, er sei dabei gewesen, als man die Todten herausgetragen; und eine junge Frau vom Kt. Solothurn bemerkte mir mit einer Thräne im Auge, sie habe zwei Brüder unter diesen Todten gehabt. Ich sprach ergriffen:

Herr gib ihnen die ewige Ruh und das ewige Licht erleuchte sie“, und schrieb in mein Tagbuch: *Memento mori!* Gedenke an den Tod! Nach 6 Minuten fieng es wieder an zu tagen und zur allgemeinen Befriedigung kamen wir wieder in's Freie und um halb zwei Uhr nach

Basel.

Eine schöne, reiche Stadt, an Umfang wohl die größte der Schweiz mit vielen Merkwürdigkeiten. Das prachtvollste gothische Münster mit zwei Thürmen, ein Denkmal, daß Basel einst katholisch war, dann der berühmte, große Saal, wo im 15. Jahrhundert ein großes Konzilium gehalten wurde, ferners die 280 Schritte lange Brücke über den Rhein, die Bibliothek mit 60,000 Bänden und noch viele andere Staatsgebäude und Kirchen sind wohl sehenswerth. Die Basler haben aber nicht nur schöne Häuser, sie haben auch was unter die Zähne zu legen, haben zu essen und zu leben und thun es auch. Man rechnet, es gebe in Basel wohl hundert Millionär's. Uebrigens wird es auch Arme geben, wie überall. Großer Reichtum und große Armuth sind gerne bei einander. Gott stellt dem Reichen den Armen zur Seite, auf daß er denke, Gott könnte auch ihn arm machen und damit er sich erbarme über ihn und ihm Gutes erweise und so eines Tages auch Barmherzigkeit erlange. Und wirklich wird Barmherzigkeit vielen Baslern nachgerühmt. Möge an ihnen wahr werden das Wort des Herrn: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Von allem Merkwürdigen in Basel ist aber das Merkwürdigste das, daß es den zehntausend Katholiken Basels bis auf den heutigen Tag verboten ist, in ihrer Kirche Glocken zu läuten. Die Basler müssen doch zarte Ohren haben! Es nimmt mich Wunder, ob es ihren Ohren nichts thut, wenn sie selber jene Glocken läuten, die sie den Katholiken genommen und die also katholisch geweiht sind? Dem entspricht die Thatsache, daß kein Katholik das Bürgerrecht in Basel zu kaufen bekommt, wenn er nicht verspricht, seine Kinder protestantisch erziehen zu lassen. Ich hatte Angst, in Basel betteln oder hungern zu müssen, weil ich nur katholisches Geld bei mir hatte; allein es tröstete mich Einer mit der Versicherung, die Basler nehmen katholisches Geld auch und haben es schon vor 300 Jahren genommen, je mehr, je lieber. Und so war's auch, um mein Geld konnt' ich haben, was ich wollte. Besonders berühmt ist Basel auch durch seine Traktätlein. Da drucken sie jährlich tausende und tausende von kleinen Blättlein oder ganz kleinen Büchlein mit rothem, gelbem oder grünem Umschlag. Um das kleine Büchlein recht allerliebft zu machen, wird

auch selbst etwa ein schönes Bildlein oder ein hübsches Verslein d'rauf gedruckt. Der Titel ist meistens so fromm, frömmere nützte nichts. Und im Büchlein oder dem kleinen Blättlein, meint Mancher, wäre nichts als vom lieben Herrn Jesus und vom Glauben und Vertrauen auf Ihn und vom wahren Wort Gottes und von Gnade und Wahrheit und vom ewigen Leben; und wie Jesus der einzige Sündenvergeber sei und der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen und wie Er genug gethan für unsere Sünden. Dann und wann ist denn auch ein schönes Geschichtchen darin, wie etwa ein armer Katholik nicht ruhig habe sterben können und wie dann ein Pastor zu ihm gekommen und ihm vom Glauben an den lieben Herrn Jesus gesprochen und ihn versichert, wenn er glaube, so werden ihm alle Sünden vergeben; und wie dann der arme Sünder wieder auflebte und wieder Muth gefaßt und so getrost gestorben sei u. s. w. Das sind doch herzerliebte Büchlein, denkt manche gute Seele und dankt, wie ein Bettler für das Ding und kann es dem Pfarrer nicht verzeihen, daß er allemal so wüßt thut dagegen. Und man muß wirklich staunen, mit welcher Emsigkeit und wie pfiffig sie solche Büchlein unter die Katholiken vertheilen und zwar unentgeltlich. Es gibt eigene Gesellschaften, die sich damit abgeben. Auf ihren Reisen und an Kurorten und wo sie immer gehen und stehen, suchen sie selbe an Mann zu bringen. Wo sie ein Kind am Wege finden, geschwind muß es so ein Büchlein haben; wer ihnen den Weg zeigt, kommt sicher nicht ohne Büchlein weg; der Pakträger bekommt's als Trinkgeld; wer mit solchen Baslern im gleichen Wirthshaus einkehrt, dem steckt bald so ein Traktätlein in der Rocktasche. Sie legen's an Wegen und Stegen, sie verstecken's in Scheiterbeigen und Gartenhagen, sie verlieren's auf Gassen und Straßen und werfen's den Leuten zu Thüren und Fenstern hinein. Und erst in Basel selbst! Die katholischen Soldaten, Gesellen und Dienstbothen, die in Basel waren, könnten es sagen, wie man ihnen zum Abschied den Habersak mit solcher Waare gespikt. Bald gibt sie dir der Krämer darüber hin, bald macht dir der Wurstler die Wurst darin ein oder der Apotheker die Mixtur; bald kriegst du sie als Zuthat zu einem Pfund Käse, bald find'st du sie in deinem Hut, den du irgendwo abgestellt hast. Kurz auf alle erdenkliche Weise gehen dir diese Leute damit zu Leibe. Aber sind denn das nicht herrliche Schriftlein und ganz goldene Büchlein und dazu noch umsonst? Ich hab' früher schon gesagt und sag' es nochmal: Alles hat seine zwei Seiten und die Basler Büchlein sogar mehr, als zwei. Hätten solche Büchlein nicht auch etwa eine gute Seite und einen schönen Titel und

machten sie nicht hin und wieder sogar ein recht katholisches Gesicht, und würden solche Protestanten in solchen Büchlein ganz offen ihren Kram auspacken, so würden sie ja von den Katholiken schon gar nicht gelesen oder wenigstens nur von Solchen, an denen wenig mehr zu verderben ist oder die es sonst mit den Unkatholischen halten. Hingegen wenn sie die vergifteten Pillen in Zucker und Honig einmachen oder unter das Schlimme auch Gutes vermischen, so meinen sie, der einfältige Katholik werde dann schon anbeißen und es nicht einmal merken, daß er Gift bekommen hat. Das hat schon der alte Zwingli exzellent wohl verstanden. Als man im 16. Jahrhundert auch den Bernern den alten katholischen Glauben nehmen wollte und die Neuerer auch gar zu unbedacht mit der Thür in's Haus fielen, widersetzten sich die Berner zu Stadt und Land und noch im Jahr 1526 faßten die beiden Räte mit den Abgeordneten aller Gemeinden der Landschaft den Beschluß, beim alten Glauben zu bleiben und keine Aenderung in der Religion zu gestatten, ja sie verpflichteten sich „durch einen gewaltigen Eidschwur vor Gott und seinen Heiligen“, in Ewigkeit nie von dem, was sie eben fast einstimmig ermehret hatten, abzuweichen. Nun nahm sich der schlaue Zwingli von Zürich der Sache an und instruierte den Franz Kolb, welcher bisher in Bern zu offen aufgetreten und seine Pfeile umsonst verschossen hatte, wie er es anfangen soll, um die Berner desto sicherer zum Abfall zu bringen. „Ganz allgemach!“, schrieb er ihm, „ganz allgemach im Handel, lieber Franz!“, „Wirf dem Bär zuerst nur eine saure unter etliche süße Birnen vor, darnach zwei, dann drei und wenn er „anfängt zu verschlingen, so wirf ihm mehr und „mehr vor, sauer und süß durcheinander, zuletzt „schütte den Sack gar aus.“ Und item, es hat geholfen. Die Neuerer machten es so; sie brachten unter vielem Alten nur hie und da was Neues, unter manchem Guten nur mitunter etwas Schlechtes und so immer mehr und mehr und zuletzt schütteten sie den Sack ganz aus und die Berner kamen so unvermerkt um ihren alten Glauben und das Ding gieng so schnell von statten, daß zwei Jahre nach dem obigen „gewaltigen Eidschwur“, nämlich schon im Februar 1528 der katholische Gottesdienst ganz aufhörte. Jetzt weiß man warum diese Baslerbüchlein oft ein so süßes Gesicht machen; das ist nur, damit die Katholischen eher anbeißen und das Lutherische, wo darunter ist, desto eher und unvermerkt verschlucken. Aber die Bibel? Das neue Testament, das die Basler ebenso emsig vertheilen, da können sie es doch nicht böse meinen, denkt Maucher. Wie sie es meinen, das

will ich nicht untersuchen; aber von den Baslern wollen wir keine Bibel nicht. Als Martin Luther den alten katholischen Glauben abschaffen wollte und einen neuen aufsetzte, da stand ihm sehr oft die hl. Schrift im Wege und die katholische Lehre stand auch gar zu deutlich in derselben. Was machen? Luther weiß sich schon zu helfen; er übersetzt die Bibel in's Deutsche und verfälscht sie; laßt aus, was ihm nicht dient, setzt bei, was ihm gerade paßt. Hier nur ein Beispiel. Luther lehrte bekanntlich, daß der Glaube allein, ohne gute Werke, selig mache. Nun heißt es aber im Brief des hl. Apostel Jakob, daß der Glaube ohne gute Werke todt sei. Das diente ihm freilich schlecht in den Kram; aber er ist nicht verlegen; er nennt diesen hl. Brief einfach eine Strohpistel und verwirft sie. Und zu den Worten des hl. Paulus: „Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerecht werde“, setzte Luther eigenmächtig das Wörtlein „allein“ bei, damit es heiße: durch den Glauben allein. Als er nun aufgefodert wurde, sich hierüber zu verantworten, gab er zur Antwort: „Ich weiß, daß das Wort „allein“ nicht im Texte Pauli steht; will sich aber „ein Papist mit diesem Wort viel unnütz machen „so sag' ich ihm flugs also: Doktor Martin Luther „will's also haben und spricht: Papist und Esel sei „Ein Ding.“ Und diese Bibel wird nun hübsch gedruckt, sauber eingebunden und tausendweise verbreitet. Man hat sonst Alles gerne real; falschfärbiges Zeug kauft man nicht für gut, wenn man's weiß; und wer verfälschten Wein ausschenkt, verliert den Kredit. Drum noch einmal: Keine verfälschte Bibel nicht“!

Doch nun ist's Zeit auf den französischen Bahnhof; um zwei Uhr geht's vorwärts nach dem

Elisaß.

Mein Reiseziel für diesen Tag war Lansers allwo die ehrwürdigen Väter Ligorianer oder Redemptoristen ein Haus oder ein Klosterlein haben. Ich mußte demnach schon bei der dritten Station in Sierenz, aussteigen. Sierenz ist ein großes Dorf, wie überhaupt die Elsäßer-Dörfer groß sind, weil die Leute einer Pfarrei Alle beisammen wohnen, und auf ihren Gütern weder Häuser noch Ställe haben. Was mir sogleich auffiel war die Unsauberkeit der Dörfer und die Freundlichkeit der Leute. Das Erstere gieng mich nichts an, das Andere hat mich sehr angesprochen. Wer den Werth der Freundlichkeit kennen lernen will, der mache eine Reise. Wenn man nach dem Weg fragt oder sonst was und die Leute nehmen sich die Mühe, recht willige Auskunft zu geben, so thut Einem das so wohl und man

gewinnt die Leute lieb und vergißt leicht das Unge-
 mach, das oft mit Reisen verbunden ist. Und freund-
 lich sind die Elsäßer, das muß man ihnen lassen;
 sogar Herren und Hochgestellte darf man um den
 Weg fragen, sie sagen's Einem mit Willen und das
 steht ihnen recht wohl an. Von Sierenz führt eine
 prachtvolle, königliche Straße, zu beiden Seiten mit
 fruchtreichen Nußbäumen geziert, durch herrliche Korn-
 und Kartoffel-Felder in anderthalb Stunden nach
 Lansers. Auf dem Wege hatte ich wiederholt Ge-
 legenheit zu beobachten, daß man die VV. Liguori-
 aner in dieser Gegend sehr gerne hat und daß sie
 hier, wie überall und seiner Zeit auch in der Schweiz,
 sehr segensvoll wirken und daß man es auch aner-
 kannt. Sogar ein Magistrat aus der Umgegend,
 welcher von mir vernahm, das ich den ehrw. Vä-
 tern einen Besuch machen wolle, gab mir viel freund-
 liche Grüße auf für die guten Patres. Es kommt
 ihm wohl, daß er nicht ein Schweizer ist, sonst
 würde er nicht lange Magistrat bleiben, wenn ein-
 mal der Bundesrath was dazu sagen könnte, oder
 dann müßte er dergleichen Grüße in Zukunft im
 Sack behalten. — Um halb 5 Uhr Abends langte
 ich zu meiner großen Freude im freundlichen Kloster-
 lein an und wurde daselbst vom Hochw. P. Rektor,
 der ein Midwaldner und mein Jugendfreund ist, auf
 eine Weise empfangen, die nichts zu wünschen übrig
 läßt. Ich fand daselbst mehrere Patres, die aus
 der Schweiz gebürtig, früher in Freiburg und an-
 derswo sehr viel Gutes wirkten, aber im Jahr 1847
 unseligen Andenkens, zugleich mit den Jesuiten im
 Namen der Freiheit aus dem Land
 der Freiheit und ihrem Vaterlande
 mit eidgenössischen Baionnetten sind vertrieben wor-
 den und zwar auf alle ewige Zeiten und einen Tag.
 Und es giebt nach menschlichen Ansichten und nach
 dem heutigen Gang der Dinge für sie und die Jesu-
 iten kein anderes probates Mittel, wieder in ihr
 Vaterland zurückzukehren, als wenn sie sammt und
 sonders J u d e n werden. Das hilft und anders
 hilft nichts. Wenn Gott will, so möcht' ich doch
 noch gerne leben, um zu sehen, wie sich's aus-
 nimmt, wenn einmal die Juden, denen man nun
 das Bürgerrecht schenkt, in Nationalrath kommen
 und da den christlichen Eid leisten. Uebrigens kann
 ich nichts dafür, wenn mir bei dieser seltsamen Er-
 scheinung, wo man einerseits die Jesuiten und Li-
 guorianer verbannt und andererseits die Juden mit
 offenen Armen aufnimmt, allemal eine alte Geschichte
 in den Sinn kommt. Der hl. Mathä erzählt sie
 in seinem Evangelium Kap. 27 wie folgt: „Es war
 „aber gebräuchlich, daß der Landpfleger auf das
 „Osterfest dem Volke einen Gefangenen losgab,
 „w e l c h e n sie wollten. Nun hatte er damas einen

„berüchtigten Gefangenen, der Barrabas hieß (einen
 „Mörder). Da sie also versammelt waren, sprach
 „Pilatus: Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe?
 „den Barrabas, oder Jesum, der Christus genannt
 „wird? . . . Welchen von Beiden wollt ihr für euch
 „frei haben? Sie aber sagten: Den Barrabas!
 „Pilatus sprach zu ihnen: Was soll ich denn mit
 „Jesus machen, der Christus genannt wird? Da
 „riefen Alle: Au's Kreuz mit ihm! Der Landpfle-
 „ger sagte zu ihnen: Was hat er denn Böses ge-
 „than? Sie aber schrienen noch mehr und sprachen:
 „Kreuzige ihn. Soweit die Geschichte bei Mat-
 thäus und wenn's nicht ein gar verdächtiger Ge-
 danke wäre, so hätte ich Versuchung zu denken, das
 diese alte Geschichte eben jetzt in neuer Auflage er-
 scheint, indem man heute noch vielfach den Barra-
 bas in Gnaden aufnimmt, während man Jesus in
 seinen treuen Anhängern verfolgt.

Die wenigen Stunden, die ich in Lansers recht
 herzlich vergnügt verlebte, waren doch nicht ohne
 Behmuth vorübergegangen. Alte Bekannte und liebe
 Jugendfreunde nach vieljähriger Trennung wieder
 zu sehen, thut allerdings wohl; aber den Freund in
 der Verbannung zu finden, ihn ohne Urtheil und
 Recht durch eine bloße Gewaltthat vom lieben Va-
 terland ausgeschlossen zu sehen, vom schönen Schweiz-
 erland, das sonst Jedem Aufnahme gewährt,
 das stimmt Einem das Herz so eigen und weh-
 muthsvoll. In solcher Stimmung nahm ich den
 folgenden Vormittag Abschied von meinen lieben
 Freunden; und wär' ich was Meister gewesen, ich
 hätte sie allesammt mit mir heimgenommen und gäb'
 den Elsäßern ein paar Hundert Murgauer-Juden
 dafür und zum Trinkgeld, wenn sie es verlangen,
 einige Duzend National- und Ständeräth', wo mit
 den Juden so gut Eins sind. — In Habsheim mußte
 ich auf die Eisenbahn warten und fand dort einen
 schon betagten Eisenbahnangestellten, von solcher
 ungewingener Freundlichkeit, daß ich dachte, der
 Mann wäre es werth, daß er in den Kalender käme,
 um so mehr, da bei uns in der Schweiz die Höf-
 lichkeit und Freundlichkeit nicht immer die schwache
 Seite der Eisenbähler und Dampfschiffleute sind.
 War vor einiger Zeit auf dem Dampfschiff; als
 dasselbe landete, um längere Zeit zu verweilen,
 fragte ein Reisender den Kapitän, wie lange das
 Dampfschiff hier bleibe? „Bis wir wieder fahren“
 lautete kurz und bündig die Antwort. Das gleiche
 Mal fragte Einer einen Matrosen um wie viel Uhr
 das erste Dampfschiff Nachmittags abfahre; er bekam
 einfach zur Antwort: „Wenn ihr dann hier seid,
 „wenn wir abfahren, so könnt ihr dann sehen, wie
 „spät es ist.“ Drum sei mein alter Habsheimer

in Ehre erwähnt! Von Habsheim waren wir mit der Eisenbahn in einer Viertelstunde in

M ü h l h a u s e n.

In dieser Stadt und Umgebung gibt es eine Unzahl von Fabriken und da es gerade Mittag war und die Leute zum Essen giengen, begegneten mir so viele Leute, wie allemal daheim an einem Sonntag, wenn der Gottesdienst — wollte sagen — das Seelamt aus ist. Nicht rechtmäßig viele Leute! Aber diese armen Leute dauern einen wirklich recht sehr; selten ein gesundes Aussehen! Ach! wie sauer muß doch Mancher sein Brod verdienen und wie länderlich wird dieser Verdienst oft wieder durchgemacht; das sei aber nicht nur in Mülhausen so, sondern noch anderswo. Als ich diese armen Menschen sah, dachte ich: Wenn doch diese geplagten Leute nur recht leben, damit sie einst in Himmel kommen, denn auf der Welt, da haben sie fürwahr den Himmel nicht. Aber eine prachtvolle neue Kirche haben die katholischen Mülhäuser, das muß man ihnen nachreden. Ältere Leute wissen sich noch zu besinnen, daß hier der katholische Gottesdienst in einem Saal gehalten wurde; und nun muß der Pfarrer wenigstens zehn Vikarien haben, um der Seelsorge zu genügen. Einer dieser Vikarien machte eben, wie ich durchreiste, viel von sich reden. Er hatte nach der Christenlehre in der Kirche einen nichtswerthen Buben auf die Orgel hinaufgesperret. Als er kam, um ihn wieder heraus zu lassen, fand er ihn mit zerbrochenen Beinen im Gang unten liegen. Der Bube hatte Reißaus nehmen wollen und war herunter gefallen. Ob er davon gekommen, oder nicht, das weiß ich nicht, aber soviel weiß ich, daß der gute Herr Vikar seither keinen Buben mehr auf die Orgel sperret. Es ist halt böß mit schlimmen Buben. Straft man sie, so gib't's Spektakel, straft man sie nicht, so machen sie Spektakel; Spektakel setzt es so oder anders ab. Am gescheidtesten wär's, die Eltern strasten sie selber, oder noch gescheidter, die Buben thäten so, daß man sie nicht strafen müßte. Ein frommer Wunsch, aber heuer und über's Jahr wird noch nichts D'raus. Nicht weit von Mülhausen, in D o r n a c h macht eine sogenannte Somnambüle, eine Heißeherin, welche im Schlaf den Leuten Allerlei weissagt, seit mehreren Jahren viel Aufsehen und ein gutes Geschäft. Sie sagt Allen, wo es ihnen fehle und was ihnen helfe. Selbst aus unserm Bergkantonen hatte sie schon Zuspruch; hab' aber doch noch nichts gehört, daß Jemand auch nur ein Hühneraug oder das Zahnweh verloren, wenn er von ihr gebraucht. Es ist doch sonderbar, nicht nur in Frankreich, sondern auch anderswo, wie die Leute so leicht an das Sonderbare glauben und

deun doch das eigentliche Wunderbare für Aberglauben und dummes Zeug ausgeben. Wenn in Einsiedeln oder in Rickenbach oder beim seligen Bruderklus ein Kranker gesund oder sonst etwas erbetet wird, so zückt die heutige Welt gar ungläubig die Achseln und schüttelt gar klug und weise den Kopf, und bedauert gar vornehm das einfältige Volk, daß es so was glaubt; dagegen läuft denn nicht selten die gleiche vornehme und unvornehme Welt etwa einer Wahrsagerin oder Kartenschlägerin oder einer Somnambüle auf hundert Stunden weit nach und läßt sich um sein gutes Geld fein schön am Narrenseil herumführen. Uebrigens ist das leider! nichts Neues. Schon Adam und Eva im Paradies haben dem Teufel, der aus einer Schlange redete und ihnen Lug und Trug vorgab, steif und fest geglaubt, während sie dem Gott der Wahrheit keinen Glauben schenkten. Und Pharao, der König von Egypten, glaubte mehr seinen Zauberern, als dem Moses, der Gottes Wunder wirkte; und König Saul horchte nicht mehr auf die Stimme seines Gottes, wohl aber nahm er seine Zuflucht zu einer Hexe in Endor. Aber diese Alle und hundert Andere, die es so machten kamen schlecht weg. D'rum, wenn dir was fehlt, so sei kein Narr; brauch einen gescheidten, braven Arzt, s'hat ja keinen Mangel daran und dann laß Gott walten, der ja selbst sagt in der hl. Schrift: „Ehre den Arzt um der Noth willen; denn der Allerhöchste hat ihn erschaffen.“ „Gott schuf die Arzneien aus der Erde und der weise Mann hat keinen Abscheu davor.“ Ganz nahe bei der Station Dornach wurde mir die Stelle gezeigt, wo zwei Tage vorher ein Eisenbahnzug in einen andern hineingefahren. Der Zugführer blieb plötzlich todt dabei. Trauriges Geschick! Er hatte viele Jahre auf der Eisenbahn gedient und sich ein paar Tausend Franken erspart. Nun hatte er seine Entlassung genommen, wollte eben des andern Tages aus dem Dienst treten und über acht Tag heirathen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Seine letzte Fahrt mit der Eisenbahn ward ihm zur Fahrt — in die Ewigkeit! Ich aber schrieb in mein Tagbuch: „Seid allzeit bereit, den ihr wisset weder den Tag noch die Stunde.“

In Luterbach, unterhalb Dornach, nahm ich ein Fuhrwerk nach

D e l e n b e r g

wo die Trappisten ein großes Kloster haben. Eine herrliche Lage! Mitten auf einer weiten Ebene der schönsten fruchtbarsten Felder erhebt sich ein anmuthiger Hügel und auf demselben steht das Kloster. Gegenwärtig befinden sich in demselben etwa 115 Trappisten, theils Patres, theils Chorbrüder,

theils Laienbrüder. Die Patres und Chorbrüder tragen eine weiße Kutte und einen ebenfalls weißen Mantel, mit weiten Ärmeln und einer großen Kapuze, Alles von Wolle; die Laienbrüder haben die gleiche Kleidung, aber braun. Letztere tragen den Bart, jedoch stark zugestutzt, die Ersteren hingegen rasiren sich, jedoch nur alle vier Wochen einmal. Sie führen ein überaus strenges Büsserleben. Beten, Arbeiten, Bußwerke aller Art üben, wechselt ab mit einander. Sie dürfen niemals reden, als mit ihrem Obern das Allernothwendigste, mit dem Beichtvater und wenn sie öffentlich vor einander über die Fehler, die sie begangen gegen die hl. Regel oder Tagesordnung, sich anklagen. Deswegen kennt auch gewöhnlich Keiner den Andern; es kann geschehen, daß zwei leibliche Brüder im Kloster beisamen sind, ohne es zu wissen. Der Trappist hat Alles, was dem Eigenwillen und der Eigenliebe weh thut. Der geringste Fehler, der an ihm bemerkt wird, bekommt eine strenge Buße, die z. B. darin besteht daß er während dem Essen auf den Boden sitzen oder liegen muß oder daß er ohne Essen ins Bett muß, wenn man diese Lagerstätte „Bett“ nennen darf; denn es ist nichts anderes, als ein hart durchstochener vier Finger dicker Strohsack. Keiner hat ein eigenes Zimmer; es schlafen Alle, oder doch zu dreißig, vierzig Mann beisammen in einem Zimmer. Der Trappist darf seine Kleider nicht wechseln; auch wenn er geschwitzt hat, muß er in dem nämlichen Kleide schlafen. Sitzen darf er nie, außer bei der Arbeit, welche Sitzen erfordert und beim Essen, doch hat er keine gepolsterte Sessel, sondern nur so eine Art Stuhl, wie unsere Sagböcke sind. Auch spazieren geht der Trappist nicht außer täglich auf den Friedhof, wo er alle Tage an seinem Grabe arbeitet. Wenn einem Trappisten der Vater oder die Mutter stirbt und der Abt den Todenschein bekommt, so verkündet er Allen, es sei Einem von ihnen der Vater oder die Mutter gestorben, sie wollen doch recht eifrig für die hingeschiedene Seele beten; dann denkt Jeder: Vielleicht ist es mein Vater oder meine Mutter, und so beten dann Alle; erst später wird es dem Betreffenden angezeigt. Nun ja, aber der Trappist hat doch wohl nebst diesem Allem ein gemächliches Leben und gut Essen und Trinken und das ist das Wahre, denkt Mancher. Wir wollen auch hierin die Trappisten etwas genauer kennen lernen. Was erstens das gut Essen und Trinken betrifft, so ist der Trappist in der Regel nur zweimal des Tages, zu Mittag und am Abend und zwar das ganze Leben lang nichts von Fleisch, nichts von Fischen und Eiern, nichts von Butter, keinen Wein, sondern nebst ein wenig Bier, Wasser und Schwarzbrod nur Gemüse, Früchten,

Wurzeln und Kräuter, gesotten und gesalzen. Selbst Milch wird gewöhnlich keine gebraucht, außer von Ostern bis Advent etwas Weniges zur Bereitung des Gemüses. Dann aber muß Einer nicht meinen daß es der Trappist das ganze Jahr so gut habe; er hat dann auch seine Fastenzeit und zwar vom hl. Kreuztag im Herbstmonat bis zu Ostern ununterbrochen. Da hat er eigentlich nur einmal des Tages zu essen, nämlich zu Mittag; am Abend kriegt er dann nur einen Schoppen Bier und ein ganz winziges Stücklein Schwarzbrod. Was nun das Uebrige betrifft, so hat der Trappist ungefähr folgende Tagesordnung: Sommer und Winter steht er um zwei Uhr auf, an Sonn- und Feiertagen um 1 Uhr, an hohen Festtagen um 12 Uhr. Da kann man beim Becken nicht noch einmal auf die andre Seite liegen; denn nach ganz wenigen Minuten müssen Alle schon in der Kirche sein, um da gemeinschaftlich und laut die Tagzeiten der Mutter Gottes zu beten, was etwa eine halbe Stunde währt. — Darauf ist ein halbe Stunde stille Betrachtung vor dem Hochwürdigsten Gut. Nun fängt die Mette an, welche bis vier Uhr dauert. Auf dieselbe folgt im Kapitel-Zimmer über eine Stunde stille geistliche Lesung und Betrachtung, während dessen lesen die Priester abwechselnd die hl. Messe und die Brüder hören sie an, um dann an die Arbeit zu gehen. Von halb 6 bis halb 7 Uhr ist wieder Chorgebet, Lesung der hl. Regel, öffentliche Anklage, Bußübungen u. s. w. Dann gehen Alle an die Arbeit, die Priester wie die Brüder. In groben Holzschuhen und in rauher aufgeschürzter Kutte ziehen die Einen auf das Feld, die Andern in den Stall, die dritten in die Werkstätten oder zum Fuhrwerk. Sie haben eine sehr große Bauernsamer, eine Mühle, Säge, Bierbrauerei u. s. w. und besorgen Alles selber. Es ist in der That rührend und für die weichliche Welt im höchsten Grade beschämend, wie da alte, ehrwürdige Männer mit Mähen und Heuen, oder Holzhacken, oder mit Dohlgraben, oder mit Stallarbeiten emsig und fleißig beschäftigt sind und zwar Männer, die oft in der Welt an ein bequemes Leben gewohnt waren, Männer aus den höhern Ständen, alte Krieger, Handelsleute, Gastwirth u. s. w., die dahin gekommen, um Buße zu thun und ihre Seele zu retten. Selbst der Abt hilft, was er Zeit hat, im Stall füttern, oder Erdäpfel stecken, oder was es sonst etwa zu thun gibt. Etwa um 9 Uhr kommen möglichst Alle von der Arbeit wieder in's Chor zum hl. Amt und Gebet. Sommerszeit um halb 11 Uhr, im Winter aber erst nach 12 Uhr ist das Mittagessen; dann gehts wieder in die Kirche und nachher, wenn es Sommer ist, eine Stunde Schlaf; auf denselben folgt wieder abwechselnd Gebet, Chor-

gesang und Arbeit bis zum Nachteffen. Nach demselben wieder geistliche Lesungen, Chorgebet, Gewissenserforschung und dergleichen bis 8 Uhr oder im Winter bis 7 Uhr, wo sie zur Ruhe gehen. Das ist ungefähr das tägliche Leben bis in den Tod; denn der Trappist, wenn er einmal Profession abgelegt, kann nicht mehr austreten. — Ich hatte schon lange Lust gehabt, nicht gerade Trappist zu werden, wohl aber einmal die Trappisten zu sehen und namentlich einen guten Bekannten, der vor, Kurzem eingetreten war, wo möglich zu sprechen. Im Kloster angekommen, führte mich der Bruder Portner in ein einfaches Zimmer, präsentierte mir einen Stuhl und hieß mich warten. Nach paar Minuten öffnete sich die Thüre und es traten zwei Patres ein in ihrem weiten weißen Mantel mit gewaltigen Ärmeln und einer großer Kapuze auf dem Kopf, tüchtige Holzboden-Schuhe mit lecken Hackennägeln an den Füßen und warfen sich vor mir nieder auf das Angesicht, ohne ein Wort zu sagen. Nach einer kleinen Weile standen sie auf, winkten mir, ihnen zu folgen und führten mich durch den Hofraum hinauf in die Kirche. Nachdem sie in tiefster Verbeugung einige Zeit das Allerheiligste angebetet, führten sie mich stillschweigend in das vorige Zimmer zurück, deuteten mir, daß ich sitzen solle und auch sie setzten sich rechts und links. Nun nahm einer die „Nachfolge Christi von Thomas von Kempis“ und las mir in lateinischer Sprache das 6. Hauptstück des III. Buches laut und gemessen daraus vor. Hierauf legten sie sich noch einmal mit dem Angesicht zu Boden, standen auf und entfernten sich, ohne eine Sylbe zu sprechen. Ich war nun als Gast aufgenommen und sofort erschien der Gastbruder, um mich zu unterhalten und zu bedienen; eine lange, hagere Gestalt in der braunen Kutte und zugestutztem Bart, ein überaus freundlicher Mann, ein Maler könnte kaum einen schönern Bruder Klaus malen. Der Mann schien etwas Vornehmes an sich zu haben. Er durfte mit mir reden und ich bat ihn wenn möglich, den Chorbruder Franz Salest kommen zu lassen, weil ich ihn gerne sehen und sprechen wolle. Er machte mir wenig Hoffnung, daß meine Bitte gewährt werde, um so weniger da der Abt nicht zu Hause sei. Auf meinen Wunsch, ihn wenigstens sehen zu dürfen, führte er mich auf die Emporkirche und zeigte mir den Platz, wo ich meinen Franz Salest während dem Chorgebet, das nun bald beginnen werde, sehen könne; inzwischen wolle er dem Hrn. Prior meine Ankunft und meine Bitte vermelden. Es war etwas Geisterhaftes, als nun in langsamem, feierlichen Schritte die Patres und Brüder in ihrem weiten und langen weißen Mantel, das

Haupt in die Kapuze gehüllt in dem halbdunkeln Chor erschienen und in tiefem feierlichen Tone und äußerst langsam die Komplet zu beten anstiegen. Aber meinen guten Franz Salest fand ich nicht unter ihnen. Ob ich nicht am rechten Ort geschaut oder ihn nicht mehr gekannt, oder ob er nicht im Chor sei, das wußte ich nicht. Glücklicherweise war das Letztere der Fall; denn wie ich noch fast die Augen aus dem Kopf heraus sah, kommt der Gastbruder und führt mich in's Sprechzimmer. Dasselbst traf ich zu meiner großen Freude den Hrn. Prior und den lieben Franz Salest im weißen Ordensgewande. Ich fand Letztern etwas mager, doch hatte er eine gute gesunde Gesichtsfarbe und schien mir ganz fröhlich und vergnügt. Die beiden Herrn unterhielten mich fast eine Stunde in sehr angenehmer Weise und lehrten mich das Trappistenleben etwas näher kennen. Hr. Pater Prior sagte mir unter Anderm daß es auch Frauenklöster ihres Ordens gebe, und bemerkte lächelnd, daß dort auch nichts geredet werde, was ich fast nicht glauben wollte. Es befindet sich wirklich ein solches Kloster in der Nähe, wo gegenwärtig 33 Chorschwestern und 27 Laienschwestern seien. Während diesen Gesprächen trug der Bruder das Gastessen für mich auf, eine Milchsuppe, Eier, Salat, Käse und Brod und eine Flasche Bier, was mir sehr gut schmeckte. Nun ertönte die Betglocke, und sofort verstummten Alle, fielen auf die Kniee und beteten tief gebeugt, und verabschiedeten sich von mir, ohne ein Wort sprechen zu dürfen, und von da an hörte ich bis zu meiner Abreise, die am andern Morgen geschah, selbst aus dem Munde meines Gastbruders kein Sterbenswörtchen mehr. Ich schickte mich nun bald an, zur Ruhe zu gehen, ließ mir mein Schlafzimmer anweisen und nach kurzer Zeit deckte mir ein süßer Schlaf die Augen zu. Weil die Trappisten des andern Tages Feiertag hatten, so war in der Nacht um 1 Uhr schon wieder Alles auf den Füßen und feierlich erscholl das Lob Gottes und Mariä in den hl. Hallen. Um 4 Uhr war auch meine Stunde gekommen. Unter ganzlichem Stillschweigen bediente mich der Gastbruder in der Kirche und nachher beim Frühstück, das merkwürdigerweise aus einer Milchsuppe und einer Flasche Bier bestand. Nun kam's zum Abschied, welcher dem Abschied zweier Taubstummen glich; denn ohne den Mund zu öffnen, begleitete mich der Bruder bis vor die Klostermauern und weil er nicht reden durfte, so war es mir, ich dürfe es auch nicht. Es war übrigens gut, daß ich nicht reden mußte, ich hatte übergenug zu denken; denn wer dieses Trappistenleben sieht und nichts dabei denkt, der bringt's sein Leben nicht mehr zum Denken; die Trappisten reden

nicht und doch predigen sie weit besser, als mancher, der viel und gut redet; sie predigen durch ihr Leben.

In meine Gedanken vertieft gieng ich wieder nach Luterbach zurück, um von dort auf der Eisenbahn meine Reise fortzusetzen. Auf dem Wege, im großen Dorfe Reiningen, bat mich ein Knabe um ein Almosen, das einzige Mal auf meiner Reise im Elsaß; ich bemerke das deswegen, weil gerade in diesem Dorf an einem Haus mit großen Buchstaben angeschrieben war: Hier in dieser Gemeinde ist das Betteln verboten. Als ich in Luterbach in die Eisenbahn stieg, sah ich mehrere Damen, die um einige Augenblicke zu spät kamen; einerseits dauerten sie mich sehr, denn ich wußte mich noch gar wohl zu erinnern, wie es einem ist, wenn man zu spät kommt; anderseits war ich froh, daß mein Grundsatz wieder einmal bestätigt wurde: Besser eine Viertelstunde zu früh, als eine Minute zu spät. Ohne zu halten giengs nun im Sturmschritt nach

Str a ß b u r g.

Eine schöne, große Stadt; das herrliche Münster, im 13. Jahrhundert von Erwin von Steinbach aus Mainz erbaut! Nur am Fundament wurde ein ganzes Jahr gearbeitet. Dieses wundervolle Denkmal christlicher Baukunst allein wäre es schon werth, eine Reise nach Straßburg zu machen. Man müßte aber wohl mehr als einen Tag verwenden, wenn man diesen prachtvollen Dom von innen und außen recht ansehen wollte. Nur die Besichtigung des großen Uhrenwerkes nimmt schon viele Zeit in Anspruch. Es wurde unter der Leitung eines Straßburgers von zwei Schaffhauser-Künstlern den Gebrüdern Jsaak und Josias Habrecht im Jahre 1574 vollendet und gieng ohne Unterbruch bis zum Jahr 1789. Dann stand die Uhr still. Merkwürdig! Da wo alles Recht, alle Ordnung, alle Religion und Gerechtigkeit still gestellt wurde, blieb auch die weltberühmte Kirchenguhr stehen! Erst im Jahre 1838 wurde wieder von einem Straßburger eine Renovation und Verbesserung dieses seltenen Kunstwerkes vorgenommen und nach vier Jahren glücklich vollendet. In dieser Uhr steht man eine Himmelskugel mit der täglichen Bewegung von Sonne, Mond und über 5000 Sternen. Auch ist ein ewiger Kalender angebracht, der genau Monat und Tage angibt; ebenso sind die kirchlichen Festtage exakt bezeichnet. Schön ist auch das Schlagwerk. Den ersten Viertel schlägt ein Kind; Halbe ein Jüngling, Dreiviertel ein Mann, Bierviertel ein Greis, die Stunde selber schlägt — der Tod. Um 12 Uhr erscheint Christus in seiner Glorie und die 12 Apostel gehen mit einer Verbeugung vor ihm vorbei und ein gewaltiger Hahn schwingt seine Flü-

gel und kräht dreimal. Am Ende jeder Stunde wendet ein Engel eine Sanduhr, die eben abgelaufen ist, um, damit sie während einer Stunde wieder ablaufe. Ueberdieß gibt es noch ein Menge von Figuren, welche etwas bedeuten oder etwas zu thun haben. Wunderschön und ein großes Meisterstück ist auch der Thurm des Münsters. Von röthlichen Steinen gebaut ragt er 436 Pariserfuß hoch in die Luft. Er ist durchbrochen, durchsichtig, und unten in der Kirche ist ein Platz, von wo aus man durch eine Fensteröffnung im Gewölbe durch den ganzen Thurm hinaufsehen kann bis in die oberste Spitze desselben. Die große Glocke, im Jahre 1427 umgegossen wiegt 180 Centner. Nebst dem Münster gibt es noch mehrere andere schöne Kirchen in Straßburg. In einer derselben zu St. Johann sah ich ein wunderschönes Mutter-Gottes-Bild und immer sind Leute da, um zu beten.

Besonders merkwürdig und sehenswerth sind in Straßburg für einen Schweizer auch — die Jesuiten; nicht als hätten sie Hörner oder als wären sie nicht, wie andere, sondern merkwürdig ist eben das, daß die Straßburger die Jesuiten leben lassen oder eigentlich noch merkwürdiger, daß die Jesuiten die Straßburger leben lassen. In der Schweiz mußte man wie es heißt, die Jesuiten und die Li-guorianer und gewisse Sorten von Klosterfrauen eilfertig aus dem Lande thun, sonst hätten sie den Bund mit Land und Leuten, mit Haut und Haar aufgespeist. Und nun, diese Erz-Straßburger, obwohl auch viele Protestanten unter ihnen sind, bekommen nicht einmal Hühnerhaut, wenn sie einen Ordensmann oder eine Klosterfrau sehen. Diese verwegenen Elsäßer machen nicht einmal das Kreuz, wenn ihnen so ein brand-kohl-erdenschwarzer Jesuit begegnet; sie gehen sogar ganz nahe zu ihnen hin, reden mit ihnen, drücken ihnen die Hand; man sagt sie gehen sogar in ihre Predigten und — Gott behüt' uns vor allem Uebel — beichten sogar bei ihnen. Ach! es friert einen doch recht, wenn man als Schweizer so was sehen oder hören thut. Und die Elsäßer wollen's um Alles in der Welt nicht glauben, daß die Jesuiten Geißfüß' haben, was doch z'Bern oben jedes Kind weiß. Ich hätte nie geglaubt, daß die Elsäßer so verwegene Leüt' wären! Jetzt nimmt's mich nicht mehr Wunder, daß die Franzosen vor Jahren in der Krimm die Rußen so tapfer abgeklopft haben, denn die fürchten ja einen leibhaftigen — Jesuiten nicht! Ich als Schweizer hatte nicht so viel Herz und suchte daher, je schneller, je lieber vom Fleck zu kommen, damit ich ja bei Leibe nicht etwa — die Eisenbahn verspäte. Apropos! Noch eine Merkwürdigkeit; aber der Kalender darf sie schier gar nicht sagen, das Weiber-

voll könnte ihm leicht in die Haare kommen; es ist eben wegen den Reifröcken. Dieselben sind in Straßburg, und das ist nicht mehr weit von hier, stark im Abnehmen; die Vornehmern tragen nur noch kleine und die Vernünftigeren — gar keine. Aber jetzt geschwind auf die Eisenbahn; ich soll noch heute nach Brumath, 3 Stund' unter Straßburg und wenn möglich bis nach Basel zurück. In Brumath angelangt, erkundigte ich mich, ob es noch möglich sei, heute bis nach Basel zu kommen. Man bejahte mir die Frage, sofern ich mit dem nächsten Zug, der in zwei Stunden komme, abfahren könne. Weil ich sehr großen Werth darauf legte, heute noch nach Basel zu kommen, so that ich im Schweiß meines Angesichtes meine Geschäfte ab. Es gab noch allerlei Hindernisse; zweimal irrte ich mich in diesem großen Dorf von 5000 Einwohnern; eine Persönlichkeit, mit der ich nothwendig sprechen mußte, war lange nicht zu Hause; mein Reisegefährte, der mich oder ich ihn von nun an begleiten sollte, war nicht gerüstet; am Ende mußten wir bei einer unausstehlichen Hitze laufen und springen, als thäte es Sterbensnoth. Und das that es auch wirklich, denn eine halbe Minute später wäre zu spät gewesen! Wir hatten just noch Zeit das Billet nach Basel zu lösen, und der Zug setzte sich in Bewegung! Jetzt war unser Träger mit der Kiste meines Reisegefährten noch nicht da! Doch er kommt! Schnell aufgepackt; der Zug war schon im Gang und ich in einem Bad von Schweiß. Das war das erstemal auf der ganzen Reise, das ich g'rad recht gekommen bin, sonst kam ich immer zu früh oder zu spät.

Heimfahrt.

In Straßburg zurück gab es einige Zeit Halt, was mir sehr wohl bekam, denn ich wußte mich kaum zu besinnen, seit dem ich das letzte Mal etwas zu essen Zeit gehabt hätte. Damit aber die Eisenbahn nicht ohne uns nach Basel fahre, giengen wir in den nächstgelegenen Gasthof und vertilgten in Eile eine bescheidene Wurst sammt Zubehör und tranken auf unser Wohlsein eine Flasche guten alten Elßäfers; der dienstfertige Kellner aber übernahm es, uns zu sagen, wann es Zeit sei zur Abreise, indem meine Uhr mit der französischen Zeit nicht übereinstimmte. Auf meine wiederholte Frage, ob es nicht bald Zeit zum Aufbruch sei, erfolgte endlich nach manchem „Nein“ ein „Bald“. Also schnell in den Bahnhof! Doch wozu solche Eile? Der Zug nach Basel ist ja — — schon fort! Daß doch die verhexte Wurst sammt Kellner und Zubehör im Pfefferland wär! — Also wirklich schon fort? fragte ich in einem Meer von Unmuth

einen Eisenbahndiener. Ja wohl! Und unsre Billet's sind nichts mehr werth für einen spätern Zug? Leider nicht. Ich meine, wenn Einem die Braut vom Altare wegläuft, er macht kaum ein längeres Gesicht, als ich in diesem Augenblicke werde gemacht haben. Also alles Eilen den ganzen lieben Tag umsonst! Umsonst der Schweiß, denn du vergossen; umsonst hast du bis gen Abend dem Magen sein Recht vorenthalten! Die „schöne Idee“, bei diesem herrlichen Abend wieder nach Basel zu kommen, um auf hl. Schweizererde auszuruhen, war bloße Täuschung! Und über Alles dieses waren die 26 Fr. und 70 Cent., die wir für Billet's bezahlt, auf immer verloren! O Kellner! O Wurst! muß ich dich so theuer büßen! Ich war eben daran aus der Haut zu fahren, als ein unaussprechlich gutmüthiger Elßäfer-Pfarrer sich unser erbarmte und es übernahm, mit dem Eisenbahn-Personal zu sprechen, damit unsre Billet's für einen spätern Zug bis nach Colmar und dann von dort für den ersten morgigen Zug bis nach Basel gültig seien. Der Rath gieng zusammen und wir warteten, wie arme Sünder auf das Urtheil. Nach einer Weile erschien unser Fürsprecher, selbst voll Freude und verkündete uns, daß die Bitte gewährt und wir ohne weitere Bezahlung heute Abend nach Colmar und dann Morgen früh nach Basel fahren können. Der Eisenbahnschreiber schrieb etwas auf unsre Billet's und übergab sie uns. Der goldene Pfarrer! Gott lohne es ihm, was er uns Fremdlingen gethan! Nur nie verzaagt! Auf Regen folgt Sonnenschein und auf den schwülen, heißen Tag folgte wirklich dießmal ein wunderschöner Abend. Beim herrlichen Schein des Vollmondes langten wir in Colmar an, wo eine neue Beängstigung auf uns wartete. Als wir nämlich unsre Billet's vorwiesen, schüttelte der Eisenbahn-Mann bedächtlich den Kopf, betrachtete sie rechts, betrachtete sie links, von vornen und von hinten, von unten und von oben und parlierte mit einem andern Angestellten eine Weile auf französisch. Zu meinem Unglück verstand ich soviel Französisch, daß ich etwas von Ungültigkeit, von nochmaliger Bezahlung, sogar von Strafbarkeit verstand. Angsthaft sah ich mich um, ob der goldene Elßäfer-Pfarrer nicht etwa Lertum sei; aber umsonst! Endlich wird uns eröffnet, der Eisenbahnschreiber in Straßburg habe gefehlt, daß er uns diese Billet's habe gelten lassen, er würde gestraft, wenn man ihn verklagte; indessen — jetzt — athmeten wir wieder einmal — indessen wolle man Gnade für Recht gewähren lassen; wir müssen aber unfehlbar Morgen 5 Uhr mit dem ersten Zug fort; später wären die Billet's jedenfalls nicht mehr gültig. Wir wischten den Schweiß von der Stirne und ließen uns in

die Stadt hineinführen, speisten etwas zu Nacht, gaben Befehl uns rechtzeitig zu wecken und giengen schlafen. Wer aber nicht geweckt wurde, das waren wir. Zum Glück erwachten wir selber noch zu rechter Zeit und beeilten uns, weil die Eisenbahn von unserm Gasthof ziemlich weit entfernt war, bald möglich vorwärts zu kommen. Da wir am Abend den Konto bezahlt und nichts weiter bedurften, so hielt uns nichts mehr auf. Doch der Tag sollte, wie der gestrige geendet, mit einer neuen Verlegenheit beginnen. Die Hausthüre war verschlossen; jetzt konnten wir nicht heraus. Wir klopfen an allen Thüren, aber Niemand gab uns Bescheid; wir riefen, aber kein Mensch hörte uns; endlich konnte ich mit meinem Regenschirm die Hausglocke ziehen, aber wieder umsonst. Wir stiegen von vornen an, zu klopfen, zu rufen, zu läuten, Haus auf und ab zu laufen; Alles umsonst. Wir giengen in's Zimmer wo wir geschlafen, um zu sehen, ob wir nicht etwa zum Fenster hinaus könnten; aber es war zu hoch. Die Zeit rückte mit Riesenschritten dem fatalen 5 Uhr zu — und noch ließ sich kein Mensch sehen und hören. Wir läuteten noch einmal recht verzweifelt stark und klopfen, wie ein Poltergeist; und item es hat geholfen. Die Hausmagd, die uns hätte, wecken sollen, erwachte endlich, kommt daher gesprungen und macht uns auf und nach paar Minuten saßen wir auf der Eisenbahn. Gott sei gedankt! der übrige Tag ließ sich besser an, als es zuerst den Anschein haben wollte; wenn aber einer meint, er sei ohne Angst abgelaufen, so irrt er sich sehr. Bei jeder Station, wo wir die Billet's vorzeigen mußten, erneuerte sich das Gericht, das wir im Bahnhof zu Colmar bestanden hatten. Unsere Billet's wurden visitirt und untersucht, als hätten wir sie gestohlen und hätten wir nicht allen Fleiß angewendet, um ein recht ehrliches Gesicht zu machen, ich weiß nicht, wie es uns noch ergangen wäre. Es war übrigens schlimm genug, daß alle Eisenbahn-Angestellten von Straßburg bis nach Basel es vernahmen mußten, daß wir in Straßburg zu spät gekommen seien. Wir hätten am Ende uns noch in Alles geschickt, wenn's nur kein Mensch gewußt hätte. Zu guter Letzt muß es noch mehr als wohl gehen, sonst kommt's noch gar in den Kalender. Nun item! Alles auf Erden hat ein Ende, so auch unsre Angst; denn um zirka 9 Uhr konnten wir endlich die fatalen Billet's in Basel ohne weitere Plagereien abgeben und wieder einmal frei aufathmen.

Wie schön das Elsaß ist mit seinen prachtvollen Korn- und Erdäpfelfeldern, schönen Fruchtbäumen und freundlichen Leuten und wie wenig sonst mein Herz an Basel hängt, so war ich gleichwohl so herzensfroh, daß ich meinen Fuß wieder auf Schweizerbo-

den setzen konnte. S'ist ein eigenes Ding mit der Schweiz. Sie ist einem so lieb, man gäb' sie nicht für die ganze Welt. Und doch ist es nicht, daß sie einem nur Rosen bringe. Die Berge sind oft so rauh und wild, daß es einem beim hellen heitern Tag rechtmäßig fürchtet, wenn man allein droben ist; und die Wege sind oft so steil und holprig, daß man schwitzt und feucht und hie und da mit wunden Füßen oder gar mit gebrochenen Beinen davon kommt. Und du lieber Gott! wie Mancher hat schon in unsern Bergen in Holz und Heu das Genick gebrochen! Aber s'ist alles eins; die Schweiz ist einem doch lieb. Und die wilden Bäche da drinnen in den Bergen, wie die thun und wüthen und toben und schäumen, daß der Boden weit und breit darob zittert; mit unbegrenztem Muthwillen fallen sie über die schönsten Matten her oder stürmen miten in friedliche Dörfer hinein und treiben da Unfugen, daß man's viel Jahre darnach noch merkt; und Steine, wie Ofen, so groß, stoßen sie mit Donnergepolter vor sich her und lassen's, ohne zu fragen, liegen, wo's ihnen beliebt. Und das Alles nicht selten gerade aus dem Stegreif und daß kein Mensch daran gedacht. So war's just vor 100 Jahren in Buochs; s'war ein schöner heißer Sommertag, um St. Jakobi im Heumonath 1764. Gegen Abend gab's ein gewaltig Wetter droben im Buochserberg, wie's eben oft geschieht an heißen Sommertagen. Der Dorfbach, der sonst ein kleines, harmloses Bächlein ist, wurde gar böß darob und fieng so entseztlich zu toben an und zu wüthen, daß d'runten im Dorf Alles die Flucht ergreifen mußte. Ein bedeutender Theil des Dorfes gieng zu Grunde, der andere Theil wurde arg beschädiget und elf Personen, die nicht mehr entfliehen konnten, kamen unglücklich um's Leben. Der berühmte Maler Bürsch, von welchem der Kalender im Jahre 1863 erzählte, hat diesen Wasserüberfall selbst erlebt und hat ihn abgemalt und wenn du einmal nach Sachsen gehst, so siehst du dort in der Bruder-Klausen-Kapelle hinter der Kirche unter den Tafeln ex voto eine Kopie dieses Gemäldes. Das sind allerdings Schreckenstage; aber es ist wieder gleich, die Schweiz ist einem doch lieb! Und die Lawinen, wie die hausen! Wie es donnert da oben in den Fläen! Ganze Tannen laufen davon aus Schreck und Angst über Stof und Stein; wie Bengel, so unsere Buben am Herbst in die Nußbäume hinauf werfen, kommen sie daher geflogen durch die Luft; und hinten d'rein jagt der Schnee, in Ballen wie Häuser und Wolken und häubt Ställe und Häuser, als wären's nur ein Karrenhaus, gewaltig aus einander und begrabt Menschen und Vieh lebendig in ein tiefes, kaltes Grab. Die armen Tessiner könnten's erzählen, wie vorigen

Winter viele Duzend Menschen auf solche Weise ihr Leben verloren haben. Sie dauern einen, aber am Ende ist einem die Schweiz doch immerhin lieb. Und erst die Menschen, was die schon für Spektakel gemacht und noch machen! Lawinen und Bergbäche sind Kindereien dagegen. Da rednern sie an eidgenössischen Schützenfesten und sonst von Eintracht und nichts als von Eintracht und von Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit und fallen einander um den Hals und lassen einander wohl hundertmal hochleben; aber kaum sind diese „Lebehöcher“ verklungen, so nehmen sie einander bei Haar' und Ohren und der Stärkere ist Meister und wer Meister ist, befiehlt und wer befiehlt, der — zahlt? bei Leibe nicht, er läßt sich bezahlen. Das sollte freilich nicht so sein und es kann nicht immer so bleiben. Aber item! die Schweiz ist einem doch lieb. Die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit, die viel älter sind, als der Titlis und das Wetterhorn, die gelten auch nicht immer, was sie werth sind; man fabriziert sich selber ein sogenanntes Recht, das weniger zäh ist und etwa nach Umständen sich ein bißchen drehen und verdrehen läßt; das 7. Gebot, wenn's gegen Stiftungen und Klöster geht, ist veraltet; die gute alte Treue ist vielfach wurmfressig geworden und manche gute alte Sitte muß man bereits mit der Laterne suchen, wie das evangelische Weib den verlorenen Groschen. Aber doch ist es ganz eigen, die Schweiz ist einem doch lieb. Und der katholischen Kirche möchten sie gern einen Bogt geben und ihren Hirten einen Maulkorb anlegen, auf daß sie nicht reden gegen all' das Unrecht, das man ihr anthut; den Vater der Christenheit, den Statthalter Christi auf Erden nennt man einen Fremden, den es nichts angehe, was wir da machen in der freien Schweiz; und der Zeitungen gibt es eine Menge, die wöchentlich sechsmal unsere Mutter die katholische Kirche bald so, bald anders beschimpfen und sie rechtlos erklären, als wäre sie nicht die Lehrmeisterin der Völker von Gott gesetzt zur Säule und Grundfest der Wahrheit, sondern eine bloße Dienstmagd des heutigen allgewaltigen Staates. So was thut freilich weh. Aber die Schweiz ist einem doch lieb. Und ein heillofes Mischmasch wollen sie machen, die, so zu oberst oben sind, und Alles soll die gleiche Religion haben, nämlich eine selber gemachte, nicht wie sie der Sohn Gottes vom Himmel gebracht und die hl. Apostel sie in alle Welt getragen. Da stecken sie Katholisch und Unkatholisch unter eine Decke und obendrein noch ein paar tausend Juden dazu, und wenn der, wo ich meine, einen im Plündern verloren hat, so nehmen sie ihn mit offenen Armen auf, heiß' er, wie er wolle, wenn's nur nicht ein Jesuit oder etwas dergleichen ist. Unfre jungen Leute

müssen fast immer den Habersack am Rücken haben und müssen marschieren und exerzieren' als wär' der Franzos schon z' Basel unten; und wenn sie nach Thun kommen, so läßt man sie mehr als die halbe Zeit nicht einmal in die Meß' am Sonntag und von Christenthum merken sie nicht im Mindesten eine Spur. Das heißt den Soldat nicht für Gott und Vaterland erzogen. So sind nun einmal die Leute, die's Hest in der Hand haben. Zudem sag' ich's gleichwohl noch einmal: Die Schweiz ist einem doch lieb. Der Schweizer geht gern einmal über die Grenzen; du find'st ihn überall von einem Ende der Welt zum andern; aber hat er sich die Welt ein wenig angesehen, oder ist er alt geworden, so rupft und zupft es ihn an allen Orten und Enden und läßt ihm oft keine Ruhe, bis er seine lieben alten Schweizerberge wieder sieht. Mit solchen Gedanken beschäftigt und mit dem heißen Wunsch, daß doch im lieben Schweizerland die Leute auch darnach wären, stieg ich in die Eisenbahn und war nach kurzer Zeit wieder in Olten. Hier gab es Zeit zu einer Wurst und einem Schoppen. Allein für's Erste hatte ich an der Straßburger-Wurst genug bekommen und für's Zweite war es Freitag. Du sollst am Freitag und wenn es sonst noch Fasttag ist z. B. in der Fasten und im Advent auch am Samstag, das Fleischessen bleiben lassen. So lautet der bestimmte Befehl der katholischen Kirche. Und die Kirche muß man hören und thun, was sie befiehlt; so hat's gewollt und will es noch Derjenige, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden; und wer sie nicht hört, der sei wie ein Heid und ein öffentlicher Sünder. Da meint freilich manch Einer, der da sich was einbildet, weil er auch etwas gelesen und erfahren, es müsse ihm Niemand regieren, was er essen oder nicht essen soll, das sei gar dumm; und exproß, weil's eben Freitag ist und es die Kirche verbietet, müsse nun Fleisch her und hätte er sonst alle Tage mager. Andere, die sonst Stunden weit laufen einer schönen Forelle zu lieb, kommt es gar zu hart an, einen Tag in der Woche mit Fastenspeisen vorlieb zu nehmen. Die katholische Kirche theilt eben das Schicksal ihres göttlichen Stifters. Alles was sie ordnet, stoßt auf Widerspruch und oft nur weil sie es thut und ordnet, ist man widerhaarig und begehrt auf. Da könnte der arme Türke sich anders beklagen, daß er fasten muß alle Tage den edeln Rebensaft und wär's am Ende nur saurer Züriwein; und der Jude ein schweinernes Ripplein und was daran ist. Aber's ist halt eine uralte Geschichte; seit die Leute das Essen erfunden haben, und das ist lange her, wässert einem der Mund nach dem, was verboten ist. Aber deswegen kann doch nicht Alles

erlaubt sein. Der Herr hat dem Adam im Paradies auch nicht Alles erlaubt und den Juden nicht im gelobten Lande; und ein verständiger Arzt erlaubt dem Patienten auch nicht Alles, so wenig als ein braver Vater seinen meisterlosen Buben. Kommt einmal das Sündigen aus der Mode und neigt sich unser Herz von sich selber mehr zum Guten, als zum Bösen und haben wir überhin gegen Gott einen glatten Tisch gemacht, nun dann läßt sich die Sache hören und vielleicht gibts dann auch eine andere Einrichtung mit dem Freitag und wir freissen dann mit Erlaubniß der Kirche statt der Eier ein gebratenes Huhn. Ein'sweilen aber heißt es, sich gedulden; eine gute Kartoffel ist auch was werth und ein guter Kaffee trinkt sich gar nicht übel. — Die Fleisch- und Nicht-Fleisch essenden Reisenden setzten sich allmählig in den Wagen und der Zug gieng mit uns ab. Ohne die mindeste Störung, aber auch ohne bemerkenswerthe Beobachtungen gieng es vorwärts. Es war bald halb zwei Uhr, so öffnete sich, wie bei jeder Station, der Wagenschlag und der beschnauzte Konduktor rief

Sempach!

Ich zog unwillkürlich den Hut ab, als ich in einiger Entfernung das ewig denkwürdige Schlachtfeld erblickte, wo im Jahre 1386, beinahe in der gleichen Woche unser ruhmgekrönte Landsmann Arnold von Winkelried den Heldentod starb und das gesammte Vaterland rettete. Ich meine, es wird's dem Kalender Niemand übel nehmen, wenn er kurz erzählt, wie es sich dort zugetragen; es wird's vielleicht manch ein Hausvater am Abend nach dem Beten seinen lieben Kindern vorlesen und wenn er dann nach Stans geht und der kleine Seppli oder Kasperli mit ihm, so wird er ihnen nicht weit vom Kapuzinerkloster des Hrn. Zeugherrn Kaisers Haus zeigen und ihnen sagen, daß da der brave Winkelried gewohnt; und im Dorf drinnen sehen sie dann den Winkelried abgemalt, wie er mit den Spießen in der Brust zu Boden sinkt und wie ein Eidgenosß über ihn herschreitet und mit der Hellebarde auf die Feinde losstürzt. Fürwahr! so was gehört in den Nidwaldner-Kalender vor Gott und der Welt. D'rinn sei's erzählt, wie's kurz zu lesen ist, in Dr. Ettlin's „Abriß der Schweizergeschichte.“ „Herzog Leopold von Oestreich, ein Neffe des Leopold, der 1315 bei Morgarten geschlagen wurde, konnte die Schmach nicht vergessen, welche das Haus Oestreich von den 3 Waldstätten erlitten hatte. Sein Entschluß sich zu rächen, wuchs noch mehr, als er sah, wie sich ihr Bund immer befestigte und immer neue Orte in denselben eintraten. Auch hatten die Luzerner

im Jahre 1385 die österreichischen Burgen Rothenburg, Wohlhusen, Baldegg u. s. w. gebrochen, das österreichische Städtchen Sempach und das Land Entlibuch in ihr Bürgerrecht aufgenommen. Leopold beschloß jetzt, strenge Rache an den übermüthigen Hirten zu nehmen. Mit dem Kerne der österreichischen Ritterschaft zog er durch's Aargau hinauf über Sursee gen Sempach. Dort angekommen, fand er die Banner der Eidgenossen schon ob dem Städtchen versammelt. — Als bald, ohne sein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tausende seiner Ritter von den Rossen steigen, weil er deren Verwirrung im Berggefechte fürchtete, und befahl, Mann an Mann gedrängt, gleich einer eisernen Mauer mit vorgesezten Speeren in die Eidgenossen einzudringen. Es war zur Erntezeit, den 9. Heumonath 1386. Die Sonne stand hoch und brannte heiß. Die Eidgenossen fielen auf die Kniee und beteten zu Gott, daß er ihren Arm stärke; in der Stunde der Gefahr. Dann erhoben sie sich: 400 von Luzern, 900 aus den Waldstätten, 100 aus Zug, Gersau, Glarus und Entlibuch. Alle stürzten gegen die Eisenschaar. Vergeblich! die Speere durchbrach Keiner. Sechzig Eidgenossen bluteten bereits am Boden, und die feindliche Front begann rasselnd sich in einen Bogen zu krümmen, um die nur leicht bewaffneten Eidgenossen einzuschließen und zu erdrücken. Da rief Arnold von Winkelried aus Unterwalden: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen! Treue, liebe Eidgenossen! traget Sorge für mein Weib und meine Kinder!“ Groß und stark, wie er war, umfasste er mit beiden Armen von den Feindesspeeren, so viel er konnte, begrub ihre Spitzen in seiner Brust und drückte sie durch die Last seines Körpers nieder. In die hiedurch entstandene Lücke drangen nun die Eidgenossen mit unwiderstehlicher Gewalt ein und richteten unter den bestürzten Rittern eine schreckliche Niederlage an. Auch der Herzog selbst gieng jetzt verzweifelt in den Tod. — Entsetzt kam über die Schaaren der Ritter. Alle rannten in wilder Flucht durch einander und schriegen: „Die Hengste her! die Hengste her!“ Aber die feigen Knechte waren in der Angst mit den Rossen davongejagt. 656 Grafen, Herren und Ritter und über 2000 Miststreiter mit 15 Hauptbannern bedeckten das Schlachtfeld. Unter den Gefallenen war auch Niklaus Thut, Schultheiß der kleinen Oestreich zugehörigen Stadt Zofingen, der das Banner seiner Stadt trug. Als er tödtlich verwundet die gänzliche Flucht des Adels sah, riß er sterbend das seidene Tuch von dem Stocke und schob es in den Mund, den Stock aber hielt er zwischen den Zähnen fest. So fan-

„den ihn die Seintigen, als sie seinen Leichnam zur Begräbnis aufsuchten. Aber auch die Eidgenossen beklagten den Verlust von 200 tapfern Kriegern und ihres Führers, Altschultheiß Peter von Gundoldingen, der sterbend seinen Mitbürgern den Rath gab: Keinen Schultheiß länger als ein Jahr im Amte zu lassen“. Er hatte selbst diese hohe Würde von 1361 bis 1384 bekleidet. So weit die Geschichte. Wenn man solche Heldenthaten unsrer seligen Vorfahren auch schon lange weiß, so liest man sie doch immer wieder gerne; aber am liebsten möchte ich einmal gedruckt lesen, was etwa unsre Altvordern jetzt sagen würden, wenn sie wieder vom Tode auferstünden. Sie würden Land und Leute nicht mehr erkennen und wohl bedenklich den Kopf schütteln über das Gint und Andere. Man weiß wohl, die Zeiten ändern und mit der Zeit die Leute und etwa lauter Heilige waren jaft die Väter auch nicht. Aber an einen Gott haben's noch geglaubt und an Seine hl. Kirche und für diesen Glauben und seine Erhaltung, da habens gekämpft, wenn es sein mußte, bis auf's Blut. Und ein Wort war bei ihnen, daß ich's nicht geschrieben und gesiegelt dafür wollte. Das lose Spiel mit Eiden war ihnen eine fluchwürdige That. Die „Modezeitung“ haben's auch nicht bestellt, und ihre Kleidermuster, die nahmen's auch nicht von Paris. Das Parademachen und das ewige Militärken, wo soviel Zeit und Geld verloren geht und mit Zeit und Geld nicht selten auch der Mann, war nicht ihre Sache; aber wenn's einen gewaltigen Hosenrumpf galt für Gott und Vaterland, da waren's auch dabei. An ihren Festen gab's keine „schöne Reden“, desto mehr „schöne Thaten“; und hätten die Väter nur „schön geredt“ aber nicht „schön gethan“, so wären sie längst verklungen und verschollen, wie unsre thatenlosen Schönredner auch verklungen werden. Von vielen Reglementen, die heute sind und morgen nicht mehr sein werden, wußten sie nichts; ihr erstes und einziges Reglement war dieses: „Einer für Alle und Alle für Einen“. Ob der Soldat einen Knopf mehr oder minder haben soll an seinem Rock, darüber mußte keine Tagung zusammen; und wie der „Bundespräsident“ heiße, darüber hätte man zur selben Zeit die Mannschaft auch nicht in's Examen genommen. Aber wären Männer, wie sie zu Winkelrieds Zeiten gelebt, am letzten eidgenössischen Schießen in „Läschodofond“ gewesen und hätten gehört, wie dort Einer gepredigt und unsern göttlichen Erlöser für einen bloßen Menschen ausgegeben und den Glauben an Seine Gottheit für Aberglauben erklärte, was gilt's, sie hätten ihn bei Haar und Ohren herunter genommen und ihm eins aus dem ff. aufgemacht

und ihn gelehrt, an einen Gott glauben. Oder es hätte einmal einer sagen sollen, und wär's ein Bundespräsident gewesen, die und die nehmen wir nicht in den Bund auf, die weil sie katholisch sind und unsre Väter hätten das gehört, — Bog Bliß und Regimenten! den hätten sie Mores gelehrt, daß er bald aus dem letzten Loch gepiffen; dafür will ich ihm gut stehen. Aber jetzt — still mit solchen Betrachtungen, denn wir sind in

Luzern.

Nun ja! eine schöne Stadt haben die Luzerner und ein schönes Stück See dazu, das muß man ihnen lassen; und Häuser, wie Balläste und in den Häusern eine Pracht und einen Luxus, trotz einer Residenz; Alles nagelfunkelneu, neue Straßen, neue Häuser, neue Gasthöfe, neue Kasernen, neue Dampfschiffe, neue Brunnen und Brücken, neue Moden und Sitten, neues Leben, neue Leute, kurz ein neues Luzern; es pariserlet ganz gewaltig da draußen an der Reuß. Wer vor 30 Jahren dort war und heute wieder, der macht gewiß ein Paar Augen und fragt ganz erstaunt: Aber wo ist denn auch das alte Luzern hingekommen? Daß dann aber unsre lieben Nachbarn zu Luzern auch gar Alles nur an Luxus und eitel vergänglich Ding hängen, das ist denn gleichwohl nicht wahr. Auch Gott und die Armen werden vielfältig bedacht. Freiwillige Armenvereine thun sehr Vieles für elende hilfsbedürftige Menschen; für arme Kranke ist bestens gesorgt; armen Schulkindern wird nicht nur die Schule, selbst Essen und Kleider bezahlt; selbst den armen Blinden und andern Nothleidenden kommt die öffentliche Wohlthätigkeit in lobenswerther Weise zu Hülfe. Sogar die armen Gesellen, die von Nah und Fern dahin kommen, um im Schweiß des Angesichtes ihr täglich Brod zu verdienen, sollen nicht verkümmern an Seel und Leib; ein hoffnungsvoller Gesellenverein ist entstanden und durch ihn sollen sie, nicht gerade Bettschwestern werden, denn das ist gar nicht nothwendig, aber doch sittliche rechtchaffene Menschen und einstens brave, solide Meister. Den Hut ab vor solchen Gesellen, die sich nicht schämen, brav zu sein. Zu dem sind's recht fidele Leute, hab' sie mal gesehen; singen ein's mit einander, tragen ein lustig Gefäßle vor und trinken ein Glas Bier dazu und wenn's heiß ist, auch zwei; und am Ende lassen sie ihren Gesellenvater, der noch obendrein ein Geistlicher ist, hochleben und gehen froh und friedlich auseinander und am Montag wieder — frisch und froh an die Arbeit, zu Gottes Ehr' und ihrer eigenen zeitlichen und ewigen Wohlfahrt. Was mir an diesen Gesellenvereinen besonders wohlgefällt, ist das, daß sich der Geistliche nicht schämt, bei den



Wete und arbeite!

Gefellen zu sein und daß sich die Gefellen nicht schämen, einen Geistlichen bei sich zu haben; haben sich aber auch zu beiden Theilen nicht zu schämen, ich wüßte nicht, warum. Drum wenn ich was Meister wär', und hätt' ein Duzend Buben und die Buben lernten ein Handwerk und machten die Fremde, sie müßten mir Alle sammt und sonders in einen solchen Gesellenverein. — Vom Gesellenverein noch geschwind einen Abstecker in die *H o f k i r c h e*. Meiner Seele! die Luzerner sind besser, als Mancher glaubt. Was die für ein Geld geopfert zur Renovation dieser Kirche! Diese goldenen Altäre! Diese Prachtgemälde! Diese famose Orgel! Wahrhaft fürstlich! Es heißt sogar, sie haben nur zu viel Gold an die Altäre gethan. Nun! Gold ist massenhaft daran; aber ob's zu viel sei, das weiß ich nicht, hab' eben nicht darauf studiert; aber das weiß ich, daß man bei einer Reparatur von Kirchen und sonst noch in vielen andern Dingen es nicht allen Leuten recht machen kann. Der eine liebt Zinnoberroth und sächsischblau und schwefelgelb; den Andern muß es aschgrau sein; die Dritten wollen's blendend weiß. Grüne Sträußchen liebt ein Viertel, Rosen und Bergißmeinnicht; rothe Vorhäng', bunte Maschen, sind dem Fünften sonders lieb. Einer will das Kreuz vergoldet, Andre wollen's marmorirt; alabastrig will's ein Dritter, und ein Viertel eichsirt. Dem gefällt ein Delgemälde, diesem ein geschnitztes Bild; Gypsarbeit einem Andern, Jenem nichts von Allem dem. Lichtsam, hell und grell und heiter, das zieht Mancher Allen vor, während eine dunkle Kirche Andern einzig wohlgefällt. Das ist kirchlich, ruft der Eine; und dem Andern ist's ein Zopf; was der Kenner schätzt und achtet, das gefällt dem Laien nicht. Zottel, Majen, Fozeln, Fransen, das findt

Mancher einzig schön; handkehrum erscheint ein Andre und erklärt's für Kinderspiel. Dir gefallen Blumenkränze, Vasen und ein Federbusch; Andre freut nur Gold und Silber und ein fein polirter Stein. Und so geht es fort und fort durch alle Schichten und die Alten haben ganz recht gehabt, wenn sie sagten: So viel Köpfe, so viel Sinn. Es nimmt mich Wunder, wie's der weise Salomon gemacht hat, daß er einen Tempel zu wege gebracht, der nicht nur dem lieben Gott, sondern selbst allen Völkern und Zeiten, die ihn sahen, über die Massen wohlgefallen hat. Aber da war Gold daran! Nicht nur war der ganze große Tempel inwendig mit feinen Platten vom besten Gold überzogen, selbst die Portale sammt all dem kostbaren Schnitzwerk waren vergoldet. Alle Gefäße, alle Rauchgeschirre, Lampen und Leuchter, sogar die Lichtpuzer waren vom feinsten Gold. Ich wette aber doch ein halbes Duzend Nidwaldner-Kalender, wenn man heute einen solchen Tempel baute, es gäbe noch Leute, die es nicht über's Herz brächten, zu sagen, er sei schön. S'ist eben nur der Himmel vollkommen und so eingerichtet, daß er Allen unendlich wohl gefällt, die hinein kommen; denn „kein Aug hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben.“ —

Die Dampfschiffalocke läutete und erinnerte mich daß ich eineweilen noch tief unten auf der Erde sei und daß es vorderhand nur der irdischen Heimath zugehe. — Als ich den Unterwaldnerboden wieder betratt, begegnete mir ein majestätisch Donnerwetter und goß ein solches Bad über mich aus, daß kein trockner Faden an mir blieb. Aber basta! **Dahem ist's doch am schönsten.**

Bete und arbeite.

Seid so gut und schaut mir doch mal das kleine Bildchen an, da nebenher, wie's heuer der Kalender bringt; s'ist nicht gerade ein Kunststück und kommt wohl kaum an die Ausstellung. Aber was es ausweist, ist gleich nicht ohne Sinn und wer's einmal recht besteht, der merkt es gleich wo es hinaus will. S'ist eben die Sonne aufgestanden, nämlich auf unserm Bild, und da leibt und lebt schon Alles, daß es eine Freude ist. Der Vogel in der Luft und das Geflügel auf Erden tummelt sich bereits wacker und sucht sich seine Nahrung. Der Knecht oder von den Söhnen einer und der kleine Bub und zwei gewaltige Ochsen sind vollauf mit dem Pflug beschäftigt.

Und damit's wieder etwas zu essen gebe über's Jahr, säet ein Anderer, s'wird wohl der Vater sein, Korn oder Haber, der Kalender weiß nicht, was; wer's wissen will, frag' ihn selber, es ist hier ja deutsch. Inzwischen ist auch die Mutter mit den lieben Kleinen schon auf den Füßen und betet gar andächtig, wie's eben recht ist, mit ihnen das Morgengebet. Die größern Kinder sind schon weit oben auf dem Weg zur Kirche und zur hl Messe. Es scheint hier das Sprüchlein noch was zu gelten: **Bete und arbeite!** Drum steht das Sprüchlein wohl auch unten gedruckt. Aber der Kalender hat das Sprüchlein nicht erfunden und der Künstler und der Drucker